



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zwei deutsche Dichter.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

auf die Musik gelegt wird und gerade in denjenigen Kreisen, welche hier den Ausschlag geben. Uns hat das manchmal sehr zweifelhaft scheinen wollen. Trotz unsrer akademischen Männergesangsvereine hat das Verständniß für die Musik und damit die Achtung vor ihr in den gelehrten Kreisen der zwei jüngsten Generationen erschreckend abgenommen. Ohne die Frauen würde sie dort fast vergessen sein.

Wöchten doch die, welche ein Herz für die Musik haben, der Schulgesangsfrage einiges Interesse schenken!



Zwei deutsche Dichter.



In den verflossenen Wochen hat der Tod zwei in den drei letzten Jahrzehnten vielgenannte deutsche Dichter abgerufen: einen, der bis an die Grenze des heutigen Menschenalters überhaupt gelebt, den „Schlachtendichter“ C. F. Scherenberg, und einen in der Vollkraft der Mannesjahre stehenden dramatischen Dichter aus der Wiener Schule, den vielgenannten Murad Efendi (Franz von Werner). Soweit es auf Originalität der Persönlichkeiten, der Lebensschicksale und gewisser persönlichen Auffassungen vom Wesen und Zweck der Dichtung ankommt, darf der Verlust ein schlechthin unerseßlicher genannt werden. In der heutigen Generation sind Gestalten, welche sich so grundverschieden von dem herrschenden Bildungstypus und der literarischen Allgemeinrichtung darstellen, immerhin Ausnahmen, und als solche sind denn auch beide genannte Autoren in den Nekrologen charakterisirt worden, die uns zu Gesicht kamen. Dürftig und unzulänglich waren freilich die meisten dieser Nachrufe; unsre Feuilletonschriststeller haben eben das Eingehen auf Besonderheiten verlernt, soweit die Besonderheiten nicht zufällig mode sind, und das Verhältniß des einzelnen zum allgemeinen Stande der Literatur kümmert vollends nur wenige. Und doch war hier Veranlassung geboten, mit gerechter Würdigung des einzelnen Dinge von allgemeiner Bedeutung zur Sprache zu bringen.

C. F. Scherenbergs Hauptleistungen sammt seiner vorübergehenden Modeberühmtheit gehören den fünfziger Jahren an; in den beiden letzten Jahrzehnten hat unsers Wissens der greise Dichter weder mehr etwas geschaffen noch etwas veröffentlicht. Aus seinem Nachlaß wird ein episches Gedicht „John Franklin“ verheißen, welches schon Ausgang der fünfziger Jahre, zu der Zeit entstanden ist, wo die ganze gebildete Welt an dem Schicksale des kühnen Polarfahrers und seiner Genossen Antheil nahm. Murad Efendi hingegen war erst in den sechziger Jahren als Dramatiker und Lyriker hervorgetreten und hatte noch in den letzten Monaten seines Lebens eine glänzend ausgestattete Gesamtausgabe seiner „Dramatischen Werke“ veranstaltet, die uns zur Besprechung vorliegt.

Die persönlichen Schicksale beider Dichter waren grundverschieden. Der gemeinsame Ausgangspunkt liegt nur in einer gewissen Abenteuerlust, einem gemeinsamen Drange nach wechselnden Erlebnissen, welche sich häufig bei phantastievollen Naturen finden. Scherenberg widmete sich in seiner Jugend der Bühne und machte, ein anderer Wilhelm Meister, Versuche auf diesem Wege

und dann auf dem eines größern Geschäftsbetriebes, innere Befriedigung, äußeres Glück und jene Unabhängigkeit zu gewinnen, welche der poetischen Natur vor allem noththut. Er war endlich nach manchen Schicksalswechslern und Schicksalschlägen in den Hafen einer Beamtenstellung im preussischen Kriegsministerium eingelaufen, wo er, nach altpreussischer Weise, die bekannte „verfluchte Pflicht und Schuldigkeit“ redlich that und im übrigen Zeit genug zur Ausübung seines poetischen Talents behielt. Welche Richtung dies Talent in seiner Jugend und unter den bunten Erlebnissen derselben genommen, ist uns nicht klar; wenn überhaupt frühere Arbeiten von Scherenberg veröffentlicht sind, so ist er niemals auf dieselben zurückgekommen. Seine spätere literarische Eigenthümlichkeit ward einigermassen von der Lust mit gezeitigt, in der er lebte. Die Traditionen des preussischen Kriegsrühms, an sich in jedem rechten Preußenherzen lebendig, ergriffen Scherenberg, der mitten im großen soldatischen Apparat lebte, stärker und stärker, und so entstanden denn jene großen und kleinen Schlachtbilder, unter denen in engerer Form „Der Deserteur“ und „Prinz Louis Ferdinand,“ in weiterer Ausdehnung „Waterloo,“ „Vigny“ und „Leuthen“ als die besonders charakteristischen gelten müssen. Entschlossen warf sich Scherenberg in den härtesten und entschiedensten Realismus hinein, bis auf die Eigenthümlichkeiten der altpreussischen militärischen Sprechweise gab er das Leben des Lagers und Krieges wieder, bis zur äußersten Mißhandlung des Verses und der deutschen Sprache selbst verstieg er sich, wenn es sich darum handelte, in aller Kürze, Knappheit und Schärfe die Situation, die ihm vorschwebte, darzustellen oder den eigensten Hauch und Lebensathem bestimmter Persönlichkeiten und Neußerlichkeiten festzuhalten. Es war ein stark schöpferisches, künstlerisch nicht geläutertes Element in diesen Poesien. Sie litten natürlich unter demselben Mangel, unter dem die Schlachtenbilder leiden: sie fesseln, interessieren, können aber nicht tiefer ergreifen und das innerste Bedürfnis, welches den Menschen zur Kunst führt, nie voll befriedigen. Auch lag es in der Natur der Sache, daß die poetische Belebung namentlich in den größeren epischen Gedichten nicht vollständig gelingen konnte; es mußte eben zu viel Ballast bloßer Manöver und Evolutions schilderungen, tactischer Studien, Uniforms- und Waffenschilderungen, biographischer Einzelheiten, die nicht in den Grundton aufgehen wollten, hereingenommen werden. Immerhin aber sollten „Waterloo“ und „Leuthen“ nie völlig vergessen werden, auch nach der Seite der Composition hin bieten sie manches Interesse und legen Zeugniß von einer eigenthümlichen Kraft und Phantasie ab.

Wie anders und beinahe überall gegensätzlich stellt sich Leben und Dichten Murad Efendis dar! Der junge österreichische Offizier geräth in frühen Jahren nach der Türkei und findet zuerst in Pera, dann in der Diplomatie der hohen Pforte seine verschiedenen Stellungen. Secretär des Großvezirs Mehemed, diplomatischer Agent der Pforte in Neapel während der Dictatur Garibaldi's, türkischer Consul in Temesvar, Generalconsul in Venedig, zuletzt Ministerresident im Haag und außerordentlicher Gesandter des Sultans am schwedischen Hofe in Stockholm, hätte der Frühverstorbene farbenbunte und hochinteressante Erinnerungen schreiben können. Auch kann man nicht sagen, daß die fremdartigen Realitäten, durch die er hindurchgegangen war, ohne allen Einfluß auf seine literarische Entwicklung geblieben wären. Während des letzten russisch-türkischen Krieges veröffentlichte Murad „Türkische Skizzen,“ welche zu Gunsten der Osmanen und des osmanischen Reiches geschrieben waren und einzelne vortreffliche,

auch treu und scharf, hier und da humoristisch wiedergegebene Beobachtungen enthielten. Sein „Selim III.“ soweit er charakteristisch gehalten ist, sein türkischer Eulenspiegel „Nasreddin Chodja“ und einzelne aus den Eindrücken des Orients stammende Balladen und poetische Erzählungen zeugen dafür, daß Murad warmes Leben und charakteristische Einzelzüge in sich aufzunehmen mußte. Aber die Götter seiner Wiener Jugend blieben lebendig in ihm, und den Zug zur Dichtungsweise von Friedrich Halm oder, wo er naiv sein und reales Volksleben darstellen wollte, von Mosenthal überwand er in größern Schöpfungen nie völlig, ja er gab sich demselben, nachdem er wieder ein Jahrzehnt lang in Deutschland gelebt hatte, noch ausschließlicher hin als zuvor. Die Neigung, mit dem Theatralisch-Pathetischen zu wirken, die Lust an der tönenden Rhetorik und eine merkwürdige Salopperie der Form, mehr alt- als neuwienerisch, gingen durch seine zahlreichen dramatischen Versuche hindurch. Im Aufbau seiner Dramen, in der unwillkürlichen Verwandlung von Menschengestalten in Rollen, machte sich ein geradezu unüberwindliches Wohlgefallen in Amwirklichen, Coulißhaften geltend. Wo diese Willkür der Phantasie so geistreich und bis zum Raffinement durchgebildet und von so sicherer Beherrschung der realen Scene getragen erscheint wie bei dem Dichter des „Sohnes der Wildniß“ und des „Fechters von Ravenna,“ da weckt sie zwar keine höchste Befriedigung, imponirt aber doch immerhin. Murads Begabung ward von einer so festen und sichern Kunstbildung nicht gestützt und wäre darauf angewiesen gewesen, sich treu und schlicht an die geschauten und innerlich erlebten Dinge anzuschließen. Wo er dies über sich vermochte, wirkt er am lebendigsten, wahrsten und lebenswürdigsten, wo er dem äußerlichen Anschluß an die bezeichneten Vorbilder huldigte, gab er wenig mehr als theatralische Schatten. Es würde leicht sein, aus den gesammelten „Dramatischen Werken“ Murads für die eine und die andre Behauptung den Beweis zu führen. Im Gegensatz zu Scherenberg, der eine bestimmte reale Welt, welche ihm aufgegangen ist, bis in ihre letzten Einzelheiten hinein verfolgt, nach dem Verhältniß dieser Einzelheiten zur Schönheit auch nicht eine Frage thut, huscht Murad an der Fülle selbst schöner Erscheinungen, die sich ihm aufdrängt, an tausend annuthig-charakteristischen Details, für die er (wie einzelne seiner gelungensten Dichtungen erweisen) beim Verweilen, bei milderer Hast ein Auge besessen haben würde, flüchtig vorüber und jagt der Fata-Morgana der Allgmeinpoesie und der tönenden Phrase nach. Nun kann man unter Umständen sagen, das sei auch orientalisir; zunächst aber ist es deutsch, eine weitverbreitete Neigung in unsrer Literatur, welche in Lyrik und Tragödie am stärksten in die Erscheinung tritt. Die besten Dichtungen Murads (man darf auch die Tragödie „Selim III.“ in ihrem größern Theile hinzurechnen), sorgfältig von dem Rhetorischen und formell Unausgereiften gesondert, würden freilich ein durchaus andres Bild und eine bessere Würdigung seines wirklichen Talents ergeben als die unterschiedslose Zusammenstellung alles dessen, was er jemals geschrieben.

Beide so grundverschieden und nach entgegengesetzten Richtungen entwickelte Dichter sind aber doch darin eins, daß sie aus der Mitte der Welt, in welcher der Dichter die unversiegbliche Fülle des Stoffes und der Gestalten antrifft, in welcher aber die stärksten Anforderungen an die innere Durchbildung, an den „Ernst, den keine Mühe bleichet,“ an die unablässige künstlerische Arbeit gestellt werden, hinwegstreben und auf einem Seitenpfade das Heil suchen. Der Realist vertraut der Kraft seines Stoffes und schenkt sich die Befehlung desselben, der Rhetoriker vertraut dem Zauber der Sprache, der klangvollen Sentenz und hält die

Eigenart des Stoffes, die Heraus- und Durchbildung seiner charakteristischen Seiten für etwas durchaus nebensächliches. Beide irren, und auf das Verhältniß, das der einzelne zur Poesie gewonnen hat, kommt es an, welchen Irrthum er als den leidlicheren betrachtet. Das Endurtheil wird hier sehr verschieden ausfallen, obwohl schon Lessing die Entscheidung gefällt hat, daß das Charakteristische, selbst auf Unkosten der Schönheit, der deutschen Poesie gemäßer sei. Gewiß bleibt immer, daß es schwieriger ist, in der Mitte der Dinge und auf dem Gebiete zweifelloser real-idealer Dichtung zu verharren, als eine gewisse akademische Aesthetik sich träumen läßt.

Nur noch eins möchten wir betonen. Die Kritik bringt es mit sich, daß die Erörterung der Mängel und Irrthümer eines Autors oder Künstlers stets stärker erscheint als die noch so warme und ehrliche Anerkennung seiner individuellen Vorzüge. Auf diese Weise bildet sich wohl in Publicum eine Anschauung, als betrachte jede Beurtheilung die Grabmäler der Poeten nur als Meilenzeiger auf dem Wege zum guten Geschmack. Thatsächlich bleibt jedoch in jeder echt poetischen Natur, nach schärfster Unterscheidung ihrer Vorzüge und Fehler, ein undefinirbarer Reiz des Persönlichen, den keine Kritik hinwegnehmen kann und will und der im reichsten Maße auch den beiden Geschiedenen zu Gute kommen möge.



Literatur.

Aus deutscher Culturgeschichte. Bilder und Skizzen aus dem Leben vergangner Tage. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior), 1878.

Der ungenannte Verfasser des vorliegenden Buches (dessen Verleger, wie die Jahreszahl zeigt, sich etwas spät zur Verjendung von Recensionsexemplaren entschlossen zu haben scheint) führt uns in seinen Aufzeichnungen in ein armseliges Dorf des Thüringer Waldes oder des Harzes. Dort verlebte er im Anfange dieses Jahrhunderts die ersten Jahre seines Lebens in bitterer Armuth, bis ihn der Tod des Vaters und der Mutter zwangen, den Wanderstab zu ergreifen. Ein vermögender Verwandter nahm sich seiner an und ließ ihn studieren. Mit der ersten Anstellung, welche der Verfasser als Prädikant bei einem Pfarrer findet, endet die Darstellung seines Lebenslaufes. Hinzugefügt sind noch ausführliche Schilderungen aus dem Leben einer kleinen Provinzialstadt und ihrer „guten Gesellschaft“ und aus der alten Residenz Hannover. Mit einigen Reiseerinnerungen schließt das Buch, das wir mit Interesse von Anfang bis zu Ende gelesen haben.

Den Preis unter allen Schilderungen, die es umfaßt, möchten wir dem ersten Abschnitte „Das kleine Dorf und der kleine Knabe“ zuerkennen. Der Verfasser entfaltet zwar in allen seinen Bildern eine bewundernswürdige Gestaltungskraft und versteht es, Personen und Dinge mit feltner Anschaulichkeit uns vor die Augen zu führen; nirgends aber tritt diese Fähigkeit so hervor, wie in den prächtigen Skizzen aus dem Leben des heimatischen Dorfes und der Wälder, die jenes umschlossen.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.